

Zu Bd. 2 ist weniger anzumerken. Die Kuppel im Baptisterium der Orthodoxen in Ravenna ist eindeutig jünger als das Oktogon (zu S. 20), wie der Rest eines Stuckgesimses oberhalb der Kuppel beweist. Die große Menas-Basilika (S. 39) ist neuesten Grabungen zufolge erst aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts und nicht arkadianisch. Trotz G. Forsyths Zweifeln kann man von Meriamlik keineswegs so sicher sagen, die Kirche war « bestimmt keine Kuppelbasilika » (S. 61) — das Gegenteil ist ebenso wenig sicher auszusagen, die Frage ist offen. Zu S. 106 wäre Misis nachzutragen, wo schon um 400 christliche Szenen (Samson-Zyklus u.a.) auf dem Fußboden auftreten. H. Georgios in Thessalonike war nicht das Grabmal des Galerius (S. 131), sondern sein Thronsaal. Im Apsismosaik von H. David ebd. (Abb. 141) sitzt Christus nicht auf einer Lichtwolke, sondern auf einem Regenbogen. Das Mosaik der Sinai-Kirche ist nicht um 600 (S. 135), sondern 565/566 entstanden. Für die Fragmente in S. Aquilino in Mailand (Abb. 174) würde ich die Deutung auf die Himmelfahrt des Elias der auf Christus als wahre Sonne (S. 158) vorziehen. Daß es vor dem 6. Jahrhundert keine illuminierte christliche Handschrift gegeben habe (S. 197), wird durch die Quedlinburger Itala-Fragmente widerlegt. Die Patenen von Riha und Stuma tragen die Stempel Justins II., sind also sicher keine provinziellen Arbeiten (so S. 316). Die palästinensischen Ampullen (ebd.) sind m.W. aus Blei und nicht aus Silber. Schließlich ist die Antithese, zum Westen gehöre die Basilika, zum Osten der Zentralbau (S. 338), beim heutigen Stande der Forschung so schroff nicht mehr aufzustellen: die Basilika hat es auf dem Balkan immer gegeben.

Die Liste der Einwände ist lang geworden. Sie zielen bei Bd. 1 auf die Grundanschauung G.s, die wir nicht teilen können, da sie auf nicht tragfähigen, weil z.T. irrtümlichen, z.T. unbeweisbaren Grundlagen ruht. Das hindert nicht, einzelne Partien für ganz ausgezeichnet zu halten, so z.B. auf S. 145 die Einführung in die konstantinische Kunst und S. 171 die Ausführungen über die Basilika. Diese Hinweise ließen sich sehr vermehren, aber in einer Rezension kommt ja notwendig die Kritik stets mehr zu Worte als das Lob. Im Ganzen ist der Eindruck beider Bände etwas zwiespältig: man darf die geschlossene Komposition, die Souveränität der Denkmälerkenntnis und die Konsequenz des Urteils bewundern, auch wenn man die Ausgangsposition nicht teilen kann; aber man muß mit einem gewissen Bedauern feststellen, daß manches neuere Forschungsergebnis ignoriert worden ist und daß der Text leider der Leserschaft, die angesprochen werden soll, den Dienst nicht im vollen Umfange leistet, den man bei solchen aufwendigen Bänden erwarten möchte: exakte Orientierung. Dennoch stellen die beiden Bände ohne Zweifel den krönenden Abschluß der Arbeit einer Generation dar, die die frühchristliche und byzantinische Kunstgeschichte zu ihrem heutigen Range erhoben hat. Für uns Jüngere sind sie ein unüberhörbarer Aufruf zu neuer Durchdenkung und Durcharbeitung der Werdezeit christlicher Kunst in Europa. Und an dem reichen und schönen Bildmaterial können sich alle Benutzer beider Bände erfreuen, da gibt es z.Zt. nichts Besseres.

Klaus Wessel

Friedrich Gerke, *Spätantike und frühes Christentum* (Kunst der Welt. Ihre geschichtlichen, soziologischen und religiösen Grundlagen. Die Kulturen des Abendlandes), 279 S., 55 Farbabb. im Text, 21 Zeichnungen im Text, 24 Schwarz-weiß-Abb. auf Taf., Baden-Baden 1967: Holle Verlag.

Die Besprechung eines nachgelassenen Werkes seines Lehrers ist für einen Rez. eine ebenso schwierige wie schmerzliche Aufgabe, auch und gerade dann, wenn beider Wege seit langem auseinandergeführt haben. Wenn ich dennoch Fr. Gerkes letztes Buch zu rezensieren unternehme, so aus dem Gefühl der Verpflichtung meinem einstigen Lehrer gegenüber, weil dieses

Buch in der vorliegenden Form geeignet wäre, sein Andenken in Fachkreisen in einer Weise zu verdunkeln, die er nicht verdient hat.

Getreu dem Untertitel der Reihe gibt G. keine Stilgeschichte der spätantiken u. altchristlichen Kunst, sondern in Erweiterung seines 1940 in der Zeitschrift für Kirchengeschichte erschienenen Aufsatzes «Ideengeschichte der ältesten christlichen Kunst» eine geistige Ausdeutung und den Versuch, mit Hilfe der von ihm «Spurenforschung» genannten Methode ikonographischer Rekonstruktion möglichst viele von ihren ursprünglichen Themen bis in deren Anfänge zurückzuverfolgen. Dabei bewegt er sich ganz in dem ihm gewohnten, durch seine theologische Vorbildung mitbestimmten Rahmen und zeigt sich von den Gedanken der Sozialgeschichte der Kunst im Sinne A. Hausers leider völlig unberührt, wie denn auch die politischen Grundlagen nicht eben sehr zu Worte kommen.

G. teilt seinen Stoff in fünf Kapitel, die die Zeit vom beginnenden 3. bis in die Mitte des 7. Jahrhunderts umspannen. Im I. Kapitel «Anfänge (vor Konstantin)» (S. 9-49) gibt er zunächst seine seit 1940 bekannte Periodisierung der Zeit von 190 bis 310 anhand der heidnischen Sarkophage und eine eindringliche Schilderung ihres geistigen Hintergrundes. Ist schon seine Generationencharakterisierung eine starke, aber vielleicht nötige Vereinfachung, die nicht in jeder Hinsicht haltbar ist, da die den einzelnen Generationen zugewiesenen Sarkophagtypen teilweise über die ihnen so gesetzten Grenzen hinaus weiterleben und innerhalb dieser Grenzen — gut zu verfolgen an den Schlachtensarkophagen — doch recht wichtige Wandlungen durchmachen, ist also diese Gliederung zwar bestechend, aber doch recht einseitig, etwas gewaltsam und nicht ganz überzeugend, so wird einem bei der Deutung der jeweiligen geistigen Hintergründe doch etwas hange: woher weiß man das eigentlich so genau? G. recurriert nicht auf literarische, religionsgeschichtliche oder philosophische Quellen (seine Verweise auf den Neuplatonismus bleiben sehr im Allgemeinen). Man kann sich des Gefühles nicht erwehren, daß hier der Eindruck, den die Kunstwerke auf seine begeisterungsfähige und impulsiv einfühlsame Seele gemacht haben, bestimmender war als eine exakte geistesgeschichtliche Analyse. Wenn G.s Schau dennoch packt und beeindruckt, so kommt das aus ihrer Geschlossenheit und seiner festen Überzeugung, die aus jedem Wort spricht — und aus seiner Wortgewalt, die ihm zur Verfügung stand. Das will nicht sagen, daß seine Deutung falsch ist, sie deckt sich schon in vieler Hinsicht mit dem, was die religions- und kirchengeschichtliche Forschung erarbeitet haben; aber sie läßt die wachsende Orientalisierung des religiösen Bereiches ebenso unerwähnt wie die gewollte Romanitas der illyrischen Kaiser und die monotheistischen Bestrebungen der Spätantike, die in Aurelians Einsetzung des Sol invictus als Reichsgott gipfelten. Außerdem stellt sich die Frage: läßt sich das 3. Jahrhundert allein anhand der Sarkophage beurteilen? Man vermißt, abgesehen von raschen Hinweisen, ein Eingehen sowohl auf die offizielle Plastik (der Severus-Bogen und die Dezennalienbasis z.B. werden nicht einmal genannt) und das Porträt als auch auf die Architektur. So muß man, trotz vieler sehr guter und absolut treffender Bemerkungen feststellen, daß die heidnische und profane Kunst des 3. Jahrhunderts noch jener Darstellung harren, die der Titel des Buches anzukündigen scheint.

Auch die anschließende Behandlung der Anfänge christlicher Kunst bringt gegenüber dem Aufsatz von 1940 nichts wesentlich Neues, ja, sie ist bedauerlicherweise nur ein Auszug der damaligen Darlegungen. In ihr macht sich ein Prinzip der Reihe recht störend bemerkbar: der Verzicht auf eine größere Zahl von Schwarz-weiß-Abb. (die beigegefügt 24 Abb. im Bildanhang sind zudem bemerkenswert dürftig reproduziert und in einem Fall, Abb. 9, nicht einmal mit der Angabe versehen, aus welchem Sarkophag das Detail stammt), der nur teilweise durch die wirklich guten Farbtafeln ausgeglichen werden kann. Die Folge gerade für Kap. I ist, daß an das Vorstellungsvermögen des fachlich nicht vorgebildeten Lesers zu große Anforderungen gestellt werden, weil von einer großen Zahl von Sarkophagen und Katakombenmalereien die Rede ist, die nicht abgebildet werden — manchmal unter der offensichtlichen Voraussetzung,

der Leser kenne sie so genau wie der Autor. Und Abb.-Nachweise fehlen nach der Regel der Reihe auch. Damit kann also letztlich nur der Fachmann wirklich etwas anfangen.

Ist das schon etwas enttäuschend, so befremdet, daß G. von manchen Ergebnissen neuerer Forschung keine Notiz genommen hat, wie z.B. von Th. Klausers seit Jahren laufend veröffentlichten hochwichtigen « Studien zur Entstehungsgeschichte der christlichen Kunst ». Sein Name taucht, wie viele andere, im Literaturverzeichnis nicht einmal auf, das in seiner Dürftigkeit und Zufälligkeit kaum von G. selbst zusammengestellt sein kann, fehlt doch sogar ein von G.s gerade für « Laien » gedachtes, nicht unwichtiges Buch « Das heilige Antlitz. Köpfe altchristlicher Plastik » (Berlin 1940), ganz zu schweigen von einigen seiner bedeutenden älteren Aufsätze. Wenn man aber Klausers sehr fundierte und kritische Aussagen berücksichtigt, so fällt allerlei von dem weg, was für G. die Frühgeschichte der christlichen Sarkophagplastik ausmacht. Als sicher nicht christlich werden wir trotz liebgewordener Gewohnheit aufgeben müssen : die Riefelwannen mit Hirten und Löwenprotomen (S. 33), den Hirten zwischen Todesgenien (S. 34), die Sarkophage von La Gayolle und von der Via Salaria (S. 35f), Sarkophage mit der Orans zwischen zwei Hirten (S. 39), zumal wenn einer von ihnen bärtig ist, den Sarkophag Lat. 150 (S. 40) und überhaupt Sarkophage mit dem « Hirtenparadies ». So lange nicht für jedes Stück der zwingende Nachweis christlicher Provenienz erbracht wird, müssen wir es mit Klauser aus den christlichen Sarkophagen ausscheiden. All die genannten Stücke einfach mit einzubeziehen, weil man das seit de Rossi und Wilpert so tat, geht nicht mehr an, und sie gar für eine älteste christliche Ikonographie auszuwerten, ist nicht mehr zulässig. Was dann über Sarkophage mit christlichen Szenen folgt, seien es solche aus dem Alten oder aus dem Neuen Testament oder aus beiden, ist sehr überzeugend, und der Eintritt Christi in die Plastik wird sehr deutlich gemacht. Leider fehlen die einst von G. mit Recht herausgestellten spättetrarchischen Jairus-Sarkophage, die für die geistige Haltung in der letzten Verfolgung so überaus bezeichnend sind.

In einer Deutungsfrage kann ich mit G. nicht konform gehen, bei der Erklärung der Orans in der Lucina-Gruft (Abb. S. 27) als « Verkörperung der dem Tode verfallenen Menschheit » (S. 29). Jede Bezugnahme auf die Euche in El Bagawat ist des zeitlichen Abstandes, des anderen Kulturraumes und des völlig abweichenden Bildzusammenhanges wegen sowieso kaum zulässig. Bei der Deutung des römischen Deckenbildes muß man m.E., wie überhaupt in der altchristlichen Kunst, den ekklesiologischen Charakter mehr berücksichtigen und in der Orans die sponsa Christi, also die Kirche, erkennen, die ein adäquates Pendant zum Pastor bonus mit dem imperialen Gestus auf dieser Decke wäre. Dieser Pastor bonus leitet sich trotz G.s Protest aus dem antiken Widderträger ab, wie Th. Klauser gezeigt hat; dieser ist nicht bukolisch zu verstehen, wie G. meint, sondern als Personifikation der Philantropia, wie Klauser ebenfalls nachwies. Aus einer solchen kann sich die christliche Symbolfigur sehr wohl und ohne Schwierigkeiten umdeuten lassen.

Kap. II « Konstantin bis Gratian. Das Schicksalsjahr 313 in der reichsrömischen Kunstgeschichte » (S. 51-120) bringt die Ideengeschichte der christlichen Kunst des 4. Jahrhunderts, nicht ohne gelegentlich recht weit in den Stoff des folgenden Kap.s hinüberzugreifen. Das Wesen der Entwicklung christlicher Kunst nach dem Heraustreten der Kirche aus der Illegalität und während ihres Hineinwachsens in die Rolle der bevorzugten Religion scheint mir im Ganzen richtig gesehen, wenn auch die mit großem Eifer betriebene « Spurensforschung », also die Rekonstruktion zentraler Bildmotive bzw. Programme aus ihrer Spiegelung in Katakombenmalereien, Werken der Kleinkunst, usw., manchmal allzu stark sich der Haltung der Ikonodulen nähert, möglichst viel, wenn nicht alles in die Zeit Konstantins zurückzuführen. Hier mag man in vieler Hinsicht anderer Meinung oder auch im Zweifel sein, aber die Methode, so wenig neu sie ist, ist sicher richtig, und G.s Ergebnisse sind anregend und der ernsthaften Diskussion wert.

Auch zu diesem Kap. sind einige Einwände nötig. So erscheint mir nach allem, was E. Dinkler u.a. erarbeitet haben, ausgeschlossen, die crux gemmata in konstantinische Zeit zurückzuführen

(S. 53). Die Darstellung des Kaisers mit dem Labarum, der den Fuß auf den Nacken des Besiegten, einer Schlange o.ä. setzt, ist wohl erst den Söhnen Konstantins zuzuschreiben, für ihn ist nur das auf einer Schlange stehende Labarum ohne Kaiser überliefert (ebd.); zur konstantinischen Münzikonographie wäre unbedingt die Arbeit von M.R. Alföldi heranzuziehen! Was mit den vortheodosianischen Triumphsäulen (S. 54) gemeint sein kann, weiß ich nicht, es sei denn, die Vorsilbe « vor » sei zu streichen, dann würde auch die Aussage stimmen. Auf Lat. 171 (S. 58) schläft der eine der beiden Soldaten, man kann sie also kaum als Kreuzwache ansprechen; die richtige Lösung scheint mir hier Dinkler gefunden zu haben: das Kreuz ist « Scheide zwischen Tod und Leben », verkörpert durch den zur Rechten des Kreuzes unter Sol sitzenden, aufblickenden Soldaten und den zur Linken unter Luna schlafenden. Die Rückführung der Gebeine der Apostelfürsten aus S. Sebastiano zum Vatikan bzw. zur Via Ostiense (S. 60 und 77) hat vielleicht nie stattgefunden, weil die Meinung ihrer Überführung nach S. Sebastiano auf einer Fehlinterpretation beruhen kann, wie Klausner zeigte; so apodiktisch, wie G. es tut, kann man sie heute nicht mehr behaupten: mehr als eine mögliche, von einem so bedeutenden Kenner wie A.M. Schneider hart bestrittene, Hypothese ist sie nicht; im Grunde bleibt die ganze Frage ein Rätsel (Klausner). Woher wissen wir, daß in konstantinischen Basiliken zwischen den Fenstern frontale Heiligenfiguren standen (S. 66)? G. macht das nicht einmal durch Spurenforschung deutlich, sondern behauptet es schlicht. Die Annahme, die Evangelistentondi in Istanbul stammten aus der konstantinischen Apostelkirche (S. 67), hat keinerlei Beweise für sich. Man kann es wohl kaum so sagen, daß Galla Placidia aus Ostrom kam und « Anspruch auf die weströmische Augustawürde » erhob, zumindest ist es unglücklich formuliert: sie hatte 421/22 vor ihrem Bruder Honorius zu ihrem Neffen Theodosius II. aus Ravenna fliehen müssen; seit Frühjahr 421 war sie Augusta; nach Honorius' Tode 423 und der Ausrufung des Johannes zum Kaiser anerkannte Theodosius das Erbrecht seines Veters, des Sohnes Gallas, und sandte Mutter und Sohn mit einem Heer nach Italien, wo sie die vormundschaftliche Regierung übernahm. Die Tatsachen klingen also sehr anders, bei G. liest es sich doch allzu sehr nach Anmaßung einer herrschsüchtigen Frau. Daß sie übrigens die « Wiederherstellung der Einheit des Imperium Romanum Christianum » erstrebte, ist angesichts ihrer erfolglosen Bemühungen, das auseinanderfallende Westreich zusammenzuhalten, eine erstaunliche Behauptung. S. Vitale in Ravenna ist nicht Justinians Palastkirche gewesen (ebd.), sondern eine vom Bischof von Ravenna und einem Bankier gestiftete Märtyrermemorie. Der Unterschied zwischen Mutter Gottes und Hl. Jungfrau ist mir nicht klar (ebd.), ich hielt bislang beides für Ehrennamen Mariae. Die *crux invicta* zu einem Bestandteil konstantinischer Apsisprogramme zu erheben (S. 81), scheint die Spurenforschung zu überfordern. Die Dinklersche Deutung von Lat. 171 (s.o.) legt sepulkralen Ursprung nahe (der schlafende Soldat kommt auch sonst häufig gerade auf älteren Darstellungen der *crux invicta* vor, z.B. auf dem Sarkophag in S. Valentino, Lat. 164, einem Stern-Kranz-Sarkophag in Arles u. einem in S. Sebastiano u. sogar auf dem fraglichen Stück in S. Ambrogio in Mailand). Daß die bischöfliche Verfassung der Kirche in konstantinischer Zeit neu gewesen wäre (S. 82), ist schlechthin falsch; sie geht ins 2. Jahrhundert zurück; und daß sie « die eigentliche Verwaltung des Imperiums ordnete » (S. 82f), kann nur Kopfschütteln hervorrufen: mehr als eine teilweise Anerkennung der bischöflichen Gerichtsbarkeit und die Genehmigung der *provocatio* vom staatlichen zum bischöflichen Gericht hat Konstantin nie verfügt. Eine konstantinische Kirchenstiftung für Alexandria (S. 83) ist nicht überliefert, nur Lokaltraditionen, die einzelne Kirchen auf Helena zurückführen. S. Croce in Rom (S. 85) war kein Neubau, sondern die Adaption eines Palastraumes für den christlichen Kult, unterlag also anderen Baunotwendigkeiten; sie fand nicht 337, sondern um 350 statt, vielleicht durch Constantius II. Das Baptisterium der Marienkirche in Ephesos (S. 91) ist kein Oktogon im Sinne dessen bei S. Tecla in Mailand. Die Kreuzkuppelkirche wird sich schwerlich als konstantinische « kaiserliche Neuschöpfung » (S. 93) erweisen lassen. Das Johannes-Grab in Ephesos war kein « engräumiger Quadratbau » (S. 94), sondern ein quadratischer Zentralbau mit vier Eckstützen. Daß die

Apostelkirche in Konstantinopel das Vorbild für Bauten mit «schwingendem Außenumriß» war (S. 97), ist eine durch nichts zu erhärtende Vermutung.

Um nicht den Anschein ausschließlichen Mäkels zu erwecken, sei herausgehoben, was bes. zusagt: die Deutung des Triumphbogens von S. Maria Maggiore in Rom (S. 69), der neue Sinn, der der Szene der «Arbeitszuweisung» abgewonnen wurde, und die durchaus erwägenswerte neue Erklärung der «Verleugnungsansage» (S. 101) aus der «römischen Heeresordnung», die den Sinn dieser arg gequälten Szene aufhellen könnte.

Das III. Kap. heißt «Die theodosianische Zeit» (S. 121-183) und umfaßt die Periode vom Kaisertum Theodosius' I. bis zum Königtum Theoderichs. Dazu eine kleine Datenkorrektur zu den erste Zeilen: Theodosius wird 392 Alleinherrscher, nicht 391, die heidnischen Kulte werden nicht 382 verboten und das Christentum 391 durch Theodosius zur Staatsreligion erklärt, vielmehr erheben es Gratian, Valentinian II. und Theodosius im Religionsedikt von 380 zur allein gültigen Reichsreligion, verbietet Theodosius 381 den Übertritt zum Heidentum und legt Gratian 382 den Titel «pontifex maximus» ab. G. schildert dann kurz die heidnische Oberschicht Roms und ihren Gegenspieler Ambrosius von Mailand, kennzeichnet knapp, aber treffend die veränderte kulturelle und kirchliche Situation, betont das Zurücktreten Roms und das Aufblühen Triers (das ja eigentlich 392 bereits zu Ende war) und Konstantinopels, die neue Kaiseridee und ihre Ikonographie, streift die Porträtplastik, die Münzikonographie, die Bedeutung der *crux hastata* und der christlichen *Victoria*, um sich dann der christlichen Kunst zuzuwenden. All das ist richtig, nur vielleicht etwas zu andeutend, zu wenig ausgeführt für Uneingeweihte. Umso ausführlicher ist dann der Versuch, die christliche Kunst eines für sie so bedeutenden Jahrhunderts ideengeschichtlich zu erfassen, für den voll und ganz das Gleiche gilt wie für das vorausgehende Kap.: es ist bestechend, wenn auch unsystematisch vorgetragen, erstaunlich reich an Einzelwissen und sicher in vielen, ja den meisten Zügen der Gesamtschau richtig. Da gedruckte Vorarbeiten G.s zu dieser Periode nicht vorliegen, wird man dankbar sein für das, was er zu sagen hat, auch wenn man nicht immer zustimmen kann, weil er immer anregend ist und neue Fragen stellt.

Auch hierzu sind einige Zweifel anzumelden. Es klingt S. 126, als sei das Kreuz bereits im 5. Jahrhundert auf das kaiserliche Diadem gesetzt worden; das geschah aber erst im späten 6. Jahrhundert, vor Tiberios (578-582) läßt es sich nicht nachweisen (unsere sicherste Quelle ist dafür die Münzglyptik). Wenn G. S. 149 das Diadem der Licinia Eudoxia als ein Kreuz tragend nennt, so kann das wohl nur ein Irrtum sein, ihre Medaillons zeigen ein sternförmiges Juwel. Die Datierung der Fragmente von Weinlaubsäulen mit Szenen in Istanbul in die «Zeit des jungen Theodosius» (II.) scheint allzu früh (S. 130), ebenso dürfte «um 490» für die Mosaiken von S. Apollinare Nuovo in Ravenna (S. 187) um etwa 30 Jahre zu früh angesetzt sein. Sehr fraglich ist, ob S. Croce in Ravenna eine Basilika war (S. 147), nach den Resten und den Ergebnissen verschiedener Grabungen war es eine kreuzförmige Hallen- oder Saalkirche; das von G. als Pendant zum «Mausoleum der Galla Placidia» geforderte zweite Oratorium ist m.W. archäologisch nicht nachgewiesen; da das Laurentius-Oratorium ein späterer Anbau ist, ist es auch keinesfalls unbedingt zu fordern. Übrigens ist G.s Hinweis auf die Prozession in S. Apollinare Nuovo ungenau: nur Martin trägt den Purpurmantel, Laurentius hingegen eine goldene Tunika, und ein «kaiserliches Diadem» halten nicht nur diese beiden, sondern auch Clemens und Polykarp, während bei Hippolyt, Paulus, Gervasius, Protasius und Felix die Form der *coronae* dem sehr nahe kommt; Martin und Laurentius sind also vor ihren Genossen nicht durch ihre *coronae* ausgezeichnet. Die judenchristlichen Gemeinden und ihre Breiträume in Mesopotamien und Kleinasien sind eine kirchengeschichtliche Unmöglichkeit (S. 150), echte Judenchristen gab es seit dem späten 1. Jahrhundert nur im Transjordangebiet. Die Konzilskirche von Ephesos war keine Kuppelbasilika (S. 153), erst ihre Nachfahrin des späten 6. oder 7. Jahrhunderts bekam diese Gestalt. Das Kästchen von Pola schließlich (S. 186) halte ich nicht

für werkstattgleich mit den Londoner Passionstäfelchen und ihren Verwandten, sondern für römisch.

Während leider die oströmische Plastik allzu knapp weggekommen ist (es fehlen z.B. so wichtige Stücke wie die Fragmente in der Dumbarton Oaks Collection und im Wellesley College, die Platten von Taşkasap und die Stücke in Bursa), sind die Bemerkungen über die figürliche Bauplastik in Konstantinopel (S. 130) ein wertvoller Hinweis, durch den man sich an Gregor von Nazianz (or. 18, 39) und seinen Hinweis auf Plastik in einer Kirche erinnert fühlt.

Das beste Kap. ist das IV. : « Das justinianische Zeitalter » (S. 191-227), das sehr konzentriert, von wenig Abschweifungen durchbrochen, aus einem Guß und gut formuliert ist. Es gelang G., diese überaus wichtige Zeit (bis zum Ende des 6. Jahrhunderts) in den Griff zu bekommen. Anzumerken ist, daß die Genese der Kreuzkuppelkirche auf S. 200 im krassen Widerspruch zu S. 93 dargestellt wird : war sie dort ein kaiserlicher Schöpfungsbau (Trier), so entsteht sie hier « in Wechselwirkung mit Bauideen der iranischen Feuerheiligtümer ». Diese, zuletzt wohl von K. Erdmann vertretene, These geht einseitig vom Grundriß aus und beachtet nicht, daß beim Feuerheiligtum vier Tonnen parallel zu den Außenmauern die Kuppel umziehen, bei der Kreuzkuppelkirche aber von der Mitte der Außenmauern vier Tonnen zur Kuppel stoßen und sie tragen, was eine völlig andere Raumlösung ergibt. Die Koimesis-Kirche von Nikaia gehört einem anderen Bautyp an und sollte hier nicht hineingemengt werden. Der Umbau der Grabeskirche von Bethlehem (S. 201) scheint nicht justinianisch zu sein, sondern spätes 5. Jahrhundert (M. Restle). Angesichts der Erhaltung heidnischer Tempel und der tausendjährigen Vorgeschichte Konstantinopels kann man nicht sagen, die Stadt habe « keinerlei heidnische Vergangenheit » gehabt, und daraus Folgerungen ableiten (S. 203). In einer Datierungsfrage wird man G. nicht zustimmen wollen, wenn er nämlich die Erzengel in S. Apollinare in Classe ins 7. Jahrhundert setzt (S. 210).

Den Abschluß bildet das kurze V. Kap. : « Das Ende — die Dynastie des Heraklius » (S. 229-241), in dem G. auch mit manchen wichtigen Erkenntnissen auf die Ikonen zu sprechen kommt und das Phänomen des Silbers mit seinen heidnischen Motiven klug ausleuchtet. Das Kap. steht auf der Höhe des IV. Hier möchte ich nur bezweifeln, ob die Bischöfe in S. Apollinare in Classe wirklich mit den Mosaiken der Mitte des 7. Jahrhunderts gleichzeitig sind, die übliche Datierung ins 6. scheint mir richtiger (S. 240), auch wenn ihre Spätdatierung noch so schön in das von G. gezeichnete Bild der Ikonenmalerei paßt. Ebenso ist die absolute Sicherheit, mit der Castelseprio (S. 239) als herakleianisch hingestellt wird, nicht angebracht — so weit ich sehe, neigt heute die überwiegende Mehrzahl der Forscher dem 8. Jahrhundert zu, wenn nicht gar erst dem 9. Jahrhundert.

Das Buch ist anregend und spannend, wenn es auch oft zum Widerspruch reizt. Wer G. je im Kolleg gehört hat, fühlt sich lebhaft an seine Vortragsart erinnert — wer ihn nur aus seinen Büchern kennt, wird erstaunt und vielleicht sogar erschreckt sein über die mangelnde Systematik, die Fehler, die betonte Sicherheit des Wissens nicht selten gerade da, wo wir leider keineswegs so Sicheres wissen. Beide Arten von Lesern aber wird der sehr zwiespältige Eindruck verwundern, mit dem sie das Buch aus der Hand legen, weil sie sich der Lücken und Schwächen immer wieder bewußt werden müssen, wenn sie gerade eine überzeugende Stelle hinter sich gebracht haben. Man schwankt zwischen Bewunderung und Enttäuschung ständig hin und her. Und selbst die, die den Lehrer und Forscher Gerke mit all seinen Meriten trotz all seiner Schwierigkeiten geachtet haben, selbst wenn sie andere Wege suchten, können sich dem Eindruck nicht entziehen, daß ihnen hier nicht die Summe eines Forscherlebens geboten wird. Woran liegt das ?

Wer, wie der Rez. vor fast einem Menschenalter, die Entstehung von Büchern G.s miterlebt hat, kennt seine Arbeitsweise. Der erste Entwurf wurde in einem Zuge niedergeschrieben, sprudelte aus seinem überquellenden Temperament und war lebendig, voller hingeworfener geistreicher Bemerkungen wie voller Ungenauigkeiten, ließ eigentlich keinen Neben- und

Abweg aus, verlor sich hier in Einzelheiten und ging dort über Dinge, die der Nachprüfung bedurften, hinweg. Dann begann die Überarbeitung, der ersten folgten nicht selten noch in Korrektur und Umbruch sehr tief eingreifende weitere. Sich der Vorläufigkeit des Entwurfes vollauf bewußt, prüfte G. alle Einzelheiten, alle Zitate (oder ließ sie durch seine Schüler nachschlagen), straffte die Anordnung, systematisierte das Hingeworfene, baute wieder und wieder um, fügte zu, strich heraus, schrieb ganze Abschnitte, ja Kapitel neu. Die Entstehung eines Buches war für ihn nicht mit dem Manuskript abgeschlossen und der Rest nur editorische Technik, vielmehr ging er bis zum Ausdruck des Umbruches schöpferisch weiter, gewiß für die Verleger keine angenehme Methode, für den Autor aber eine Notwendigkeit, um die Fülle seiner nach allen Seiten strebenden und nicht selten wuchernden Gedanken in eine geordnete Form zu zwingen, die vor ihm selbst und vor dem Leser bestehen konnte. Ob ihm das immer gelang, ist umstritten, daß er es heißen Herzens und ehrlichen Willens erstrebt hat, unbestreitbar.

Allem Anschein nach haben der Hrsg. und seine Mitarbeiter diese Arbeitsweise nicht gekannt, zumindest haben sie aus ihr nicht die selbstverständlichen Konsequenzen gezogen. Der Hrsg. spricht in seinem Vorwort von der «konzentrierten Fertigstellung des Manuskriptes» und schreibt: «In einem letzten Anlauf wurde die Arbeit bewältigt» (S. 5). Das zeigt deutlich, daß dieses Buch so entstand, wie wir oben skizzierten. Was der Hrsg. in der Hand hatte, als G. starb, war der Rohentwurf. Nun hätte die Durcharbeitung, endgültige Formulierung und Ordnung folgen müssen. Da der Tod G. diese Aufgabe aus der Hand nahm, wäre es Sache des Hrsg.s und sorgfältig ausgewählter, sachkundiger Mitarbeiter gewesen, sie zu übernehmen. Das geschah nicht, nicht einmal dem auch nur oberflächlich Fachkundigen auffallende Irrtümer und Erinnerungsfehler wurden berichtigt, die verba magistri waren offenbar sakrosankt und wurden «als sein Vermächtnis der Öffentlichkeit übergeben».

Zur Erhärtung dieses Vorwurfs seien einige gravierende Beispiele angeführt: auf S. 12 (ebenso S. 43, 63 und 108) wird das Toleranzedikt von 311 Licinius zugeschrieben, statt dem ältesten und allein zuständigen Galerius, also dem unbedeutendsten Mitglied der letzten Tetrarchie; auf S. 53 liest man von der Darstellung der christlichen Kaiseridee auf Kontorniaten, die wir seit A. Alföldis Arbeit als Propagandamittel des heidnischen Senates von Rom kennen — gemeint sind Medaillen; auf S. 60 (ebenso S. 63, 83 und 85) wird der Lateransbasilika Konstantins ein Querhaus zugeschrieben, obgleich Grabungen nachwiesen, daß es ein solches nicht gab; S. 84 wird der römische Kern des Trierer Domes als konstantinisch bezeichnet, obwohl er später richtig dem gratianischen Umbau zugewiesen wird; ebd. entsteht durch unglückliche Formulierung der Eindrücke, als sei die heutige S. Agnese f.l.m. konstantinisch; S. 80 stellt das Christus-victor-Mosaik der Capella arcivescovile in Ravenna hinter den Altar, später wird es richtig als im Vorraum befindlich bezeichnet; S. 83 werden die konstantinische Grabeskirche und die Geburtskirche unter den Querhausbasiliken aufgezählt, obwohl spätere Ausführungen G.s das widerlegen; auf S. 100 steht «Stuck», wo es «Tuff» heißen muß; S. 108 findet sich die scheußliche Form «Cherubinen»; S. 121 wird Rom als weströmische Residenz bezeichnet, das war Mailand; S. 135 begegnet die unmögliche Formulierung «genischte Apostel» für Apostel in Nischen (nach G.s sonstiger Verwendung von «genischt» ergäbe sich hier, daß die Apostel durch Nischen erweitert wurden); S. 141 stehen als Regierungsjahre des Honorius 418-422, er war von 395-423 Kaiser; Bauherr von S. Sabina war nicht der römische Bischof (S. 144), sondern der Presbyter Petrus; S. 171 werden die «Trompen» (so statt Pendentifs) der H. Sophia in Konstantinopel mit den vier Wesen geschmückt, es finden sich dort Cherubim; das S. 177 erwähnte Berliner Petrus-Fragment stammt nicht von einem Sarkophag, sondern von einer Schrankenplatte; S. 180 wird als Kaiser des Diptychon Barberini Anastasius erklärt, S. 187 Justinian für möglich gehalten; das Diptychon gilt S. 188 als Einband einer Kaiserbibel, einige Zeilen später als Einband einer Kriegsgeschichte; S. 202 wird die Johannes-Kirche in Ephesos trotz ihrer sechs Kuppeln als «älteste Fünfkuppelkirche der Welt» bezeichnet (gemeint ist etwas

Richtiges : sie ist der erste der Bauten in Kreuzform mit Kuppelreihung); ebd. wird die Apostelkirche in Konstantinopel als Kreuzkuppelkirche bezeichnet, dieser terminus aber bezeichnet den Bautyp, den G. als quadratischen Neunraumbau anführt; Grabeskirche und Anastasis sind identisch (S. 206), gemeint ist im zweiten Fall die Himmelfahrtskirche; die Vollbilder im Rabbula-Codex (ebd.) bringen weder die *missio apostolorum* noch das Apostelkonzil (dann wären es fünf), sondern die Zuwahl des Mathias, die man sich schwer als Kopie eines Apsisbildes vorstellen kann, wogegen auch die abweichende Komposition spricht; die palästinensischen Ampullen (S. 207) sind aus Blei bzw. Zinn, nicht aus Silber (auch wenn A. Grabar sie für silbern erklärt); den Vierstromberg kann ich auf ihnen nicht entdecken, nur kleine Schollenhäufchen = Golgatha; im Mosaik von S. Michele in Affricisco ist der Thron nicht in der Apsis, sondern im Schildbogen (S. 216); aus Sinope kommen nicht zwei Purpurcodices (S. 224), sondern ein Fragment (die Wiener Genesis wurde in Italien erworben); auf der Emmanuel-Ikone des Sinai-Klosters ist Christus nicht als Gottvater dargestellt — was eine unvorstellbare Häresie wäre! —, sondern als « Alter der Tage » (S. 236); daß es nie breitformatige Ikonen gab (S. 236), wird S. 239 durch die Kiewer Sergios und Bakchos-Ikone widerlegt; S. 238 wird von Trompen gesprochen, wo gab es die in vorikonoklastischer Zeit? Ebd. muß es statt Asturius (Consul 449) Anastasius heißen; eine Mutter-Sohn-Ikone in Berlin kenne ich nicht (S. 239), gemeint ist wohl die ziemlich zerstörte im Sinai-Kloster oder das Stück in Kiew; den hl. Hosolomos (ebd.) konnte ich auf frühen Sinai-Ikonen nicht finden, gemeint ist wohl der hl. Theodoros als Gegenstück zum hier genannten Georg.

Hätten diese Fehler, ohne damit dem Gedankengang oder dem Wort des Autors Gewalt anzutun, leicht durch Nachschlagen ausgemerzt werden können, so hat man, statt das zu tun, nicht einmal sorgfältig Korrektur gelesen : S. 43 muß es statt « Decken » « Deckeln » heißen, S. 47 statt *hoestas* — *honestas*, S. 48 statt *Caecilie* — *Caecilii*, S. 152 *Siwri Hissar* statt *Liwri Hissar*, S. 179 *Aelia Flacilla* statt *Aeliafraccila*, S. 184 *Felix* statt *Phoenix*, S. 234 *Alazoneia* statt *Alazonei*; auf S. 203 läßt ein falscher Doppelpunkt aus Papst Felix IV. einen syrischen Heiligen werden; Höhepunkt der korrektorischen Bemühungen aber ist wohl die Geburtskirche in Jerusalem in der Unterschrift zu Fig. 8. Mit den Bildverweisen am Rande steht es nicht viel besser : auf S. 41 fehlt er für den Sarkophag von Velletri, auf S. 238 zur Marien-Ikone vom Sinai und auf S. 239 zur Kiewer Sergios und Bakchos-Ikone; auf S. 118 muß es 68 statt 168 heißen, auf S. 124 19 statt 21; an falscher Stelle stehen sie z.B. auf S. 67 und 171.

Man kann einem Autor, der sich nicht mehr wehren kann, kaum einen größeren Bärenienst leisten, als das hier geschehen ist — und seinem von ihm geliebten Fach auch nicht! Der oberflächliche Betrachter wird alle diese Dinge zum « Vermächtnis » Gerkes zählen. G. war zeit seines wissenschaftlichen Lebens umstritten und war m.W. stolz darauf. Er war einer der Pioniere seines Faches und ein großer Anreger auch da, wo man ihm nicht folgen konnte. Er verbiß sich in seine Ideen und setzte wohl manchmal die Gewichte falsch. Aber er war nie ein Pfuscher — und gerade als ein solcher könnte er hier angesehen werden. Und was soll der Laie, was der Anfänger tun, um unter diesem Treibsand des Irrtümlichen, Falschen, Unkorrigierten das hier und da immer wieder aufblitzende Gold seiner Erkenntnis, das sein echtes Vermächtnis ist, zu finden?

Vergleicht man diese Herausgabe des letzten Buches G. mit der peinlich exakten Edition des letzten Halbbandes der Hauck'schen « Kirchengeschichte Deutschlands » durch H. Böhmer (1920), so kann man sich trüber Gedanken kaum erwehren. Damals ging man behutsam und ehrfurchtsvoll vor, als ein Schüler und Fachgenosse die Herausgabe vorbereitete und durchführte, der Autor selbst hätte es nicht besser machen können.

Im vorliegenden Fall aber wollte man dem Toten ein Denkmal mit seinem letzten Werk setzen und hat nicht gemerkt, daß man nur das Baumaterial für dieses Monument vor uns ausschüttete. Das ist umso peinlicher, als die Reihe « Kunst der Welt » sich an eine interessierte,

aber nicht fachkundige Öffentlichkeit von «Laien» wendet und dieser Band nicht zu deren genauer Unterrichtung beiträgt, sondern eher verwirrt.

Was wäre zu tun? Sollte irgendwann eine Neuauflage nötig sein, müßte ihre Herausgabe einem Sachkenner mit dem klaren Auftrag übertragen werden, unter Beseitigung entstellender Fehler und vorsichtiger Umordnung des Stoffes bei weitestgehender Bewahrung des Originals das nachzuholen, was durch G.s Tod und die falsche Pietät der Editoren unterblieb. Unter G.s jüngeren Schülern wäre, falls sich kein älterer Fachgenosse findet, sicherlich mancher, der das hervorragend könnte und als Dankestat für den Lehrer auch täte. Dann würde aus diesem opus postumum ein wirkliches Vermächtnis. Der positive Gehalt des Buches wäre das wert.

Klaus Wessel

*Reallexikon zur Byzantinischen Kunst.* Herausgegeben von K. Wessel unter Mitwirkung von M. Restle. Lief. 1 : Abendmahl — Ani; Lief. 2; Ani-Armenien; Stuttgart, A. Hiersemann, 1963, in- 4<sup>o</sup>, je Lief. DM. 30.

It is to the credit of K. Wessel and M. Restle to have inaugurated the edition of the long desired «Dictionary» of Byzantine Art which is planned in four volumes, each containing eight fascicles totaling 640 pages. Each volume will appear in two to three year intervals.

From the first fascicle it appears that RBK. will allot considerable space to provinces and countries on the peripheries of the Eastern Roman empire subjected to its political-cultural influence in various degrees (e.g. Armenia).

Among the major articles contributed by the German and foreign scholars are *Egypt, Alexandria* (by M. Krause), *Abendmahl, Altar* (K. Wessel), *Apolonia* (J.B. Ward-Perkins), *Aquileia* (P.L. Zovatto), *Achtamar, Ani*, and *Armenia* (A. Katchatrian). It is fortunate to see that short-lived Antioch, which in «Encyclopedies» and «Dictionaries» did not enjoy the attention it deserves among the Metropoles of Antiquities, this time found honorable place in RBK, due to G. Downey's excellent article (178-209). This very informative article is based on the findings of the Princeton Expedition (from 1932 to 1939) of which Professor Downey has unique, first hand knowledge. It contains a brief historical and topographical account of the city and a concise description of the early Christian sacral architecture in the Metropole and its vicinities; the Constantinian «Domus Aurea», the Church of the St. Babylas in Kaoussié (379-380), and the Martyrium in Seleucia Pieria (479-491). However, the largest space is given to profane structures and floor mosaics. The overwhelming majority of the illustrations (plans, diagrams and topographic maps) employed in this article are of good quality (which is not consistently carried in BRK) and derive from Princeton Publications. This carefully prepared study does not neglect the silver work nor early Christian architectural sculpture. It is only regrettable that the scope of the discussed material does not go beyond 542. Despite the fatal material and political calamities in Antioch (525 to 542) after this date numerous significant churches were built, which should have been included in the study. For instance, in 541-551 on the Miraculous (Wondrous) Mountain, was built a large portion of St. Symeons (Stylites the Younger) Monastery. It is known through literary sources (Van der Ven, *La Vie Ancienne de St. Symeon Stylite le Jeune* (1962); *Acta SS. Maii. V.* 403-431), as well as through archaeological inquiries (CRAc Inscr. [1933] 343-348; *Inst. Mitt.* 15 (1965) 228 ff.). The Monastery of St. Barlaam on Mt. Kasios built in the late Justinian period (*Ist. Mitt.* 15 (1965) 218 ff.). The church, St. George, north of Seleucia Pieria, or those built after the conquest of Antioch by Byzantines (969) e.g. near Suruthme built in the second quarter of the eleventh century (*Ist. Mitt.* 15 (1965) 238 ff.).